

Anmerkung: Bei diesem Beitrag handelt es sich um eine Computer-Präsentation mit zahlreichen textbegleitenden Grafiken, die in dieser gekürzten Veröffentlichung nicht wiedergegeben werden können.

## **Konservatorische Rahmenbedingungen - Der tägliche Spagat zwischen Theorie und Praxis**

### EINLEITUNG

Wenn ich heute über das Thema "konservatorische Rahmenbedingungen" referiere, soll dies ausdrücklich kein Vortrag über die aktuellsten Richtwerten werden, denn die sind schnell und meist auch präzise in der einschlägigen Literatur nachzulesen und im Prinzip sowieso jedem von uns bekannt: 18 bis 22 °C, 50 bis 55 Prozent relative Luftfeuchtigkeit und irgendwas zwischen 50 und 150 Lux - möglichst dunkel also, Sie kennen das.

Genauso wenig möchte ich Sie mit statistischen Betrachtungen quälen: "Über die Entwicklung der konservatorischen Verhältnisse in baden-württembergischen Museen gestern, heute und morgen" – zum Beispiel. Ganz abgesehen davon, dass ich das mangels einschlägiger Daten gar nicht könnte.

Mir liegt vielmehr am Herzen, über den breiten Graben zwischen Theorie und Praxis zu berichten, der den Alltag eines Restaurierungsberaters prägt. Gestatten Sie mir ein abschreckendes Beispiel zu dieser Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit:

Wer würde bei der Bewertung von Lichtschutzmaßnahmen nicht den relativen Damage-Faktor der Objekte im Einzelnen berücksichtigen, genauso wie das Produkt aus Beleuchtungsstärke (E) und Zeit (t), ferner die spektrale Verteilung der elektromagnetischen Wellen der jeweils emittierenden Beleuchtungsquellen, um deren photochemische Wirkung genauer abschätzen zu können. Beruhigend zu wissen, dass der Schwellenwert ( $\Delta E$ ) für die Berechnung des relativen Damage-Faktors bei einem Einstrahlwinkel von 90° weitaus niedriger liegt und mit kleineren Winkeln proportional steigt. Nicht zu vergessen, dass sich ein reduzierter Lichtstrom ( $\Phi$ ) natürlich äußerst positiv auf das photometrische Strahlungsäquivalent (K) auswirkt.

Bleibt nur noch die Frage, wie man solche Erkenntnisse in der Praxis nutzen soll. In welchem Maße das gelingt beziehungsweise eben nicht gelingt, möchte ich anhand einiger Einblicke deutlich machen, die glücklicherweise keinen Querschnitt baden-

württembergischer Museumszustände präsentieren. Andererseits handelt es sich aber auch nicht um kuriose Einzelfälle mit mehr oder weniger großem Unterhaltungswert, sondern das im Folgenden Gezeigte will durchaus als Appell verstanden werden, einem ganz offensichtlich vernachlässigten Thema mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Vernachlässigt umso mehr, als wir uns einem stetig wachsenden Legitimierungsdruck ausgesetzt sehen. Sparzwänge blasen den Museen als eisige Winde entgegen und drängen das Boot in immer rauere Gewässer. Längst haben Benchmarking, Effizienzanalysen, Marketingstrategien, Controlling und Evaluationen als moderne Navigationsinstrumente den alten Kompass "Kulturpflege" ersetzt und lotsen die Besatzung - oder besser gesagt - das Management aus dem Windschatten der Konkurrenz mit vollen Segeln auf den vorgegebenen Kurs in Richtung Besucherzahlen-Maximierung. So zumindest lautet die moderne Prämisse. Derweil lauert die Gefahr im Verborgenen: Unbemerkt und unter konsequenter Missachtung der hektischen Betriebsamkeit an Deck fressen sich unterdessen die Holzwürmer durch den Schiffsrumpf und nagen bedrohlich an der tragenden Substanz.

Denn: auch in Zeiten turbulenter Neuordnungen bleibt der natürliche Verfall unserer Sammlungsbestände eine verlässliche Konstante. Konservatorische Probleme sind konservativ! Sie erfordern Aufmerksamkeit und damit Zeit, sie fordern nachhaltiges Handeln und damit Geld! Dinge also, von denen man nicht nur im Museum stets zu wenig hat.

#### LICHT

Neben dem Befall durch tierische Schädlinge sind Licht und Klima die entscheidenden Parameter, die es zu steuern gilt, um den Verfall der Sammlungsgegenstände aufzuhalten, wenn wir ihn schon nicht stoppen können. Sie sagen zu recht: Das ist das Kleine Einmaleins. Und doch scheinen in der Routine des musealen Alltags selbst die trivialsten Zusammenhänge zwischen Ursache und Wirkung unserer Aufmerksamkeit zu entgehen, wenn etwa das Sonnenlicht die ausgestellten Textilien langsam aber stetig ausbleicht, so dass wir den Verlust ihrer Farbigkeit gar nicht mehr bemerken. Anders sind die zahlreichen Lichtschäden in den Museen gar nicht zu erklären, denn es geht ja wirklich um Binsenwahrheiten. Wir holen uns beim Strandurlaub doch auch jedes Jahr wieder einen Sonnenbrand! Auch hieraus erwachsen nicht zwangsläufig Konsequenzen. Und so mutet die Diskussion, ob nun 100 oder 200 Lux die Obergrenze für die museumsgerechte Beleuchtung darstellen,

angesichts mancher Beobachtung einigermaßen akademisch an.

## KLIMA

Beim Licht wird der überfällige Schritt vom theoretischen Wissen zur praktischen Konsequenz irgendwann augenfällig, leider meist erst dann, wenn es für die Objekte schon zu spät ist. Schwieriger in der Beurteilung dagegen erweist sich der Handlungsbedarf beim Raumklima. Zwar sind von Seiten der Theorie auch zu diesem Thema zahlreiche Veröffentlichungen und Handreichungen greifbar, bei komplexeren räumlichen Strukturen im Museum stoßen Faustregeln aller Art aber schnell an Geltungsgrenzen. So finden wir etwa in einem jüngst erschienenen Büchlein die Maßgabe, im Sommer eine Temperatur von 22 °C - wenn überhaupt - dann nur sehr kurzfristig zu überschreiten. Ein paar Seiten weiter wird der Leser nachdrücklich vor dem Einsatz aktiver Klimaanlage gewarnt. Wie löse ich dieses Dilemma auf, wenn sich die Temperatur in meinen Ausstellungsräumen unterm Dach bei knapp 30 °C einpendelt - und das über einen Zeitraum von mehreren Wochen? Denken sie an den Jahrhundertssummer letztes Jahr! Spätestens bei solchen räumlichen Verhältnissen reißt der rote Faden bei der praktischen Umsetzung des Gelesenen.

Die interessantere Frage in diesem Zusammenhang ist ohnehin, inwieweit museale Fachliteratur überhaupt die entscheidende Zielgruppe erreicht. Dies ist unter Umständen gar nicht die Museumsleitung, sondern zum Beispiel das mit der Umsetzung konservatorischer Rahmenbedingungen betraute Architekturbüro oder Hochbauamt. Und die lassen sich erfahrungsgemäß nur ungern von einem Philologen bei der Berechnung thermodynamischer Parameter dreinreden. Man weiß es halt häufig von vorn herein besser, und so kommt es zu manch unrühmlicher Investition, bei der es nicht mehr nur um die Frage geht, ob nun 20 oder 22 °C die adäquate Temperatur für die Sammlung gewesen wäre.

Auch hierzu ein Beispiel: In einem altehrwürdigen Stadtmuseum schien aufgrund anhaltend schlechter klimatischer Verhältnisse der Einbau einer Vollklimaanlage unumgänglich. Die Berechnung der Anlage und die Vergabe an den örtlichen Installateur waren über das zuständige Hochbauamt erfolgt, wohlgermerkt ohne Hinzuziehung restauratorischer Beratung. Heute blasen zahlreiche Einlassventile in der Decke mit hohem Druck kalte Luftsäulen in den Raum, die der Besucher der Ausstellung in schöner Regelmäßigkeit durchläuft und dabei jedes Mal die Erfahrung einer warm-kalten Wechseldusche macht. Das mag auf den geneigten Museumsfreund

stimulierend wirken – dem Wohlbefinden der Objekte sind solche Luftbäder zweifelsfrei nicht zuträglich. Denn die Objekte benötigen bekanntlich ein möglichst stabiles Klima und waren vor dem Einbau dieser raumluftechnischen Anlage schlichtweg besser dran.

In einem anderen Fall hat man sich bewusst gegen eine Klimaanlage und für neue Vitrinen entschieden, um die hochwertigen Exponate vor den gefürchteten Feuchtigkeitsschwankungen zu schützen. Den Auftrag für den Entwurf der Vitrinen erhielt ein Architekturbüro, das in Kooperation mit einem Vitrinenhersteller für die scheinbar maßgeschneiderte Designerlösung verantwortlich zeichnet. Das Motto "form follows function" wurde in unserem Fall allerdings ins krasse Gegenteil verkehrt, denn die innen liegende Beleuchtung, bestehend aus Leuchtstoffröhren und den zugehörigen Vorschaltgeräten, heizte den Vitrinenkubus in ungeahnter Weise auf, so dass man geradezu von einer Versuchsanordnung zur beschleunigten Objekt-Vernichtung sprechen musste. Nach langem Hin und Her konnten die gravierendsten Mängel durch technische Nachrüstung zum Glück behoben werden.

#### MAGAZINIERUNG

Wenn schon in der Dauerausstellung unzureichende konservatorische Rahmenbedingungen oft viel zu lange unbemerkt bleiben, wird es bei der Besichtigung von Magazinen und Depots manchmal erst richtig interessant. Wobei der Begriff "magaziniert" keine überzogenen Erwartungen erwecken sollte.

Vor kurzem kam eine Stadtverwaltung auf die bestechende Idee, eine Straßenunterführung in Bahnhofsnähe zum Museumsdepot umzurüsten. Die Fußgängerunterführung, eine verkehrstechnische Errungenschaft der sechziger Jahre, war, wie so viele Bauten ihrer Art, im Laufe der Jahre zum Hundepissoir verkommen und dem Bürger als Verkehrsweg nicht mehr zuzumuten. Wenn auch sonst keiner mehr in das gekachelte Erdloch runter will, dann scheint es fürs Museum immer noch gut genug zu sein. Selbst wenn es in den letzten Jahren bei heftigen Regengüssen schon mehrfach zu Überschwemmungen der Stollensohle gekommen war.

Zu guter Letzt wurde dieses Projekt gerade noch verhindert, bezeichnenderweise am Ende mit einem Kostenargument, indem offenbar überzeugend dargelegt werden konnte, dass selbst ein Museumsdepot gewisse Mindestanforderungen stellt, deren Realisierung unter den gegebenen Voraussetzungen dann doch zu teuer geworden wäre.

Was mich bei Fehlplanungen dieser Art immer wieder erschüttert, ist die Erkenntnis, dass der Stellenwert eines Museums in sehr hohem Maße abhängig ist von der wechselseitigen Wertschätzung der beteiligten Personen. Ob die Chemie stimmt oder nicht, das ist im Zweifelsfall häufig ausschlaggebend - und eben nicht die objektiven fachlichen Belange einer Sammlung. Unter dem Bürgermeister A erfährt das Haus breite Unterstützung, unter seinem Nachfolger B durchlebt es magere Zeiten, je nach persönlichem Interesse des jeweiligen Amtsinhabers. "Willkommen in der Realität" mag man da kommentieren, aber selbst nach Jahren fällt es immer noch schwer, sich an allzu individuelle Maßstäbe bei der Wertschätzung musealen Kulturgutes zu gewöhnen.

#### INSTITUTION LANDESSTELLE

Umso bedeutender scheint es, dass sich die nichtstaatlichen Museen auf eine verlässliche Landeseinrichtung stützen können, die mit dem aus Distanz und Erfahrung gewonnen Überblick an die Probleme vor Ort herantreten kann: gewissermaßen von neutraler Warte aus. Denn wenn der Prophet im eigenen Lande mit seinen fachlichen Argumenten - wie so häufig - kein Gehör findet, kann durchaus die Kraft des Amtes im entscheidenden Moment das Zünglein an der Waage sein.

So erscheint es absurd, wenn beispielsweise die Vertreter des örtlichen Bauamtes erst durch den Beistand der Landesstelle die Erkenntnis zu teilen bereit sind, dass ein durch Feuchte stark mit Schimmel belastetes Depot nicht allein eine Gefahr für die Objekte, sondern vor allem auch für die Museumskräfte darstellt, die hier ihrer Arbeit nachgehen.

Das Personal vor Ort hatte sich zuvor mehrfach erfolglos bemüht, auf diese Gefahr hinzuweisen, obwohl eine der betroffenen Personen sogar schon über gesundheitliche Beeinträchtigungen klagte und zeitweise wegen Schimmelpilzkontamination krank geschrieben war. Dennoch konnten Gegenmaßnahmen erst im Zuge eines Ortstermins mit der Landesstelle verbindlich beschlossen werden. Bis dahin war die Stadtverwaltung nicht bereit gewesen, auf die wiederholten Klagen der Museumsleitung zu reagieren. Und dies ist durchaus kein Einzelfall, selbst bei vollkommen augenscheinlichen Missständen.

Wir sehen also, die Gefahren - nicht nur für unsere Exponate - sind vielfältig und entspringen höchst unterschiedlichen Quellen. Bezogen auf die zahlreichen Museen in Baden-Württemberg bleibt für die Museumsberatung auf absehbare Zeit genug zu tun. Dabei sind wir davon überzeugt, und die praktische Erfahrung bestätigt dies, dass

unsere Glaubwürdigkeit und Akzeptanz vor allem bei den Museumsträgern in erster Linie davon abhängen, dass unsere Beratung "unverbindlich" erfolgt. In Baden-Württemberg mit seinem traditionell sehr stark entwickelten kommunalen Eigensinn gilt dies vielleicht in noch höherem Maße als in anderen Bundesländern.

Die Landesstelle verfolgt keinerlei wirtschaftliche Eigeninteressen und hat daher den entscheidenden Vorteil, dort, wo vor Ort kein hinreichendes konservatorisches Problembewusstsein besteht, von einer rein sachlichen Position aus argumentieren zu können.

Mehr noch: Wir bringen sogar noch Geld mit, oder stellen dies zumindest in Aussicht. Nicht selten versetzt unsere finanzielle Förderung ein Museum überhaupt erst in die Lage, Restaurierungsaufträge an fachlich kompetente Werkstätten vergeben zu können.

Obendrein besitzt die Aussicht auf eine finanzielle Unterstützung selbstverständlich eine ganz eigene Überzeugungskraft, denn Zuschüsse fließen nur dann, wenn im Gegenzug die konservatorischen Rahmenbedingungen geklärt und gegebenenfalls verbessert sind. Die Zweckbestimmung der Fördermittel – der Erhalt von Kulturgut – bedingt Nachhaltigkeit und das heißt, der Antragsteller muss alle notwendigen Vorkehrungen treffen, um künftige Beschädigungen der Objekte zu verhindern.

Doch in vielen Fällen ist der Zuschussantrag zugleich der Anfang einer Beratungsbeziehung, die weit über das hinausreicht, was zunächst den Anlass bot. Der Zuschussantrag kann den Schlüssel zum Blick hinter die Kulissen liefern, der ansonsten versperrt bliebe. Dieser Hebel öffnet uns mitunter auch hartnäckig verschlossene Türen, an denen vorher die Überzeugungskraft sachlicher Argumente abgeprallt ist.

Die Hebelkräfte wachsen mit der Höhe der beantragten Fördermittel, schwinden aber naturgemäß, wenn nur geringe Summen im Spiel sind. Dieses eher unzuverlässige Kräfteverhältnis ist der konservatorischen Sache natürlich nicht dienlich.

Bedauerlicherweise sind wir schon seit 1994 nicht mehr in der Lage, auch präventiv wirkende Vorkehrungen wie beispielsweise mobile Klimageräte oder Lichtschutzmaßnahmen finanziell zu fördern. So befinden wir uns gegenwärtig in der manchmal schwer vermittelbaren Situation, geeignete Rahmenbedingungen zwar einzufordern, entsprechende Bemühungen finanziell aber nicht unterstützen zu können. Wie notwendig dies aber wäre, mögen Ihnen meine Bilder heute gezeigt haben. Tatsächlich fließen Zuschussmittel immer erst, wenn das Kind schon in den

Brunnen gefallen ist. Ich halte dies nicht nur aus fachlicher, sondern ebenso aus ökonomischer Sicht für ein regelrechtes Manko. Denn nicht erst seit der aktuellen Diskussion im Gesundheitswesen um die Kostenerstattung von Zahnersatz sollte jedem klar sein, dass das Heil in der Prophylaxe liegt.

Christoph Pitzen